

tung kommt dem symbolisch-interaktionistischen Nutzenansatz nach Holzer aber dennoch zu, »weil er die Rezeption der Medien an die Alltagswelt der Handelnden und damit ihre (teils bewußt verfolgten, teils ans Unbewußte gekoppelten) Motivationen und Relevanzsetzungen, Interpretationsvorräte und Weltbildkonstruktionen bindet«. (S. 42) Durch konsequenten Bezug auf die Empirie könne bei der Berücksichtigung der Theorie des Alltags »die spezifische, den technisch-ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen zu verdankende Qualität der Medienbotschaften« benannt werden. (S. 56) Selbstverständlich ist bei einem solchen Vorgehen nicht immer Repräsentativität zu erreichen. Holzers Kritik ist vorsichtig; hauptsächlich bemüht er sich darum, das weithin Brauchbare an den Ansätzen zu betonen.

Das gilt auch für seine Beschreibung und Kritik von Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns und Luhmanns Theorie selbstreferentieller Systeme. Daß bei Habermas eine Nähe zu den handlungstheoretischen Ansätzen zu verzeichnen ist, kann bei seinem Projekt ja wohl nicht verwundern. Manchen erscheint bekanntlich auch das von Habermas mit großem theoretischen Aufwand gefundene »ambivalente Potential« der Massenmedien (1981) nicht als ein Zeichen von hoher Erklärungsfähigkeit seines Ansatzes. Diese Erkenntnis hat Habermas im Vorwort zur Neuauflage von »Strukturwandel der Öffentlichkeit« (1990) noch einmal thematisiert, wenn er schreibt: »Vieles spricht dafür, daß das demokratische Potential der Öffentlichkeit, deren Infrastruktur von den wachsenden Selektionszwängen der elektronischen Massenkommunikation geprägt ist, ambivalent ist«. Diesem Ergebnis schließt sich Holzer am Ende seiner Analyse weitgehend an.

An Luhmann kritisiert er erneut und gewiß nicht völlig zu Unrecht den hohen Abstraktionsgrad seiner Theorie, die als Theorie der Welt-Kommunikations-Gesellschaft regionale Besonderheiten wie etwa Konflikte nicht erklären könne. Nach Luhmann liegt die gesellschaftliche Primärfunktion der Massenmedien bekanntlich in der Beteiligung aller an einer gemeinsamen Realität bzw. in der Erzeugung einer solchen Unterstellung, die dann als operative Fiktion sich aufzwingen und selber Realität werde. Holzer kritisiert (zu Recht), daß ein solches »Weltmodell der Kommunikation« sich nicht zu einer empirisch plausiblen und in der Forschung kontrollierbaren Konzeption verbinden läßt.

All dies ist nicht unbekannt. Holzers Verdienst ist es, die verschiedenen Thesen in einen Zusammenhang gebracht zu haben. Wer nun aber darüber hinaus angenommen hat, daß Holzer die von ihm ins Auge gefaßten historisch-materialistischen Ansätze weiterentwickelt, kommt in dem Band nicht auf seine Kosten. Diese Ansätze sind übrigens nicht erst mit dem Jahr 1989 in Vergessenheit geraten. Bei Holzer lesen wir wieder von den verschiedenen Formbestimmtheiten des Kapitals und landen bei der Ambivalenz der Massenmedien. Das ist für theoretische Erwägungen am Anfang der neunziger Jahre zu wenig. Insbesondere liefert Holzer auch nicht annähernd plausible Thesen für das Verhalten der Medienrezipienten; seine Darstellung der Organisationsformen und Funktionsbereiche der Medien bleibt formal. Und daß die Massenmedien im Kapitalismus kapitalistisch sind, verwundert uns nicht mehr.

WILFRIED SCHARF, Göttingen

Frank Marcinkowski: *Publizistik als autopoietisches System*. Politik und Massenmedien. Eine systemtheoretische Analyse. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1993, 276 Seiten, DM 52,-.

Achim Baum: *Journalistisches Handeln*. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1994, 441 Seiten, DM 74,-.

Die beiden Publikationen verbindet, daß sie sich auf theoretische Weise mit der Publizistik als Ganzer beschäftigen. Marcinkowski orientiert sich dabei an der Systemtheorie Luhmanns. Er versucht, die Publizistik als selbstbezügliches System zu fassen. Baum orientiert sich an der kritisch-hermeneutischen Vorgehensweise von Habermas. Er wirbt für einen Begriff des journalistischen Handelns, der die Fesseln abzulegen erlaubt, die dem Journalismus in der Geschichte seiner wissenschaftlichen Erforschung angelegt worden sind. Die Frage, ob Luhmann oder Habermas, ob die Systemtheorie oder die (kritische) Theorie des kommunikativen Handelns für eine Analyse der Gesellschaft die überzeugenderen Mittel an die Hand gibt, erhält also durch die beiden Publikationen neuen, auf die Publizistikwissenschaft zugeschnittenen Stoff.

Baums These lautet, es gebe »Indizien für ein

verständigungsorientiertes öffentliches Handeln«, für ein Handeln also, das im Habermaschen Sinn kommunikativ-rational ist und in der öffentlichen Sphäre, im Spezialbereich des Allgemeinen sozusagen, am Journalismus studiert werden kann. Die Publizistikwissenschaft habe solche Hinweise bisher jedoch übersehen, verkannt oder gar unterschlagen. So sei der Journalismus theoretisch nur einseitig erfaßt, das Erklärungspotential der Habermaschen Theorie des kommunikativen Handelns »diskreditiert« und seien die Journalisten in ihrer Mündigkeit »desavouiert« worden: Baums Perspektive ist die einer Parteinahme für die kommunikativ-praktische Vernunft und für eine durch sie bestimmte Pressefreiheit der Journalisten als mündige Subjekte.

Baum begnügt sich jedoch nicht damit, ausgehend von den Grundlegungsmöglichkeiten, die die Habermasche Theorie bietet, ein eigenes systematisches Theoriegerüst zu erstellen. Er entlehnt vielmehr auch *methodische* Mittel von Habermas und verfolgt das ehrgeizige Programm, sich der unterschiedlichen Reflexionsstufen des Journalismus rekonstruktiv zu versichern. Im Fall der Erkenntnistheorie war Habermas in der kritischen Reflexion unterschiedlicher Positionen der Erkenntnistheorie (Positivismus, Pragmatismus und Historismus) auf einen nur als Gesellschaftstheorie faßbaren Zusammenhang von Forschungsinteresse und Vernunft gestoßen. Entsprechend möchte Baum sich – im Durchgang durch die Geschichte der Journalismusforschung bzw. im Aufweis ihrer Mängel – der von ihm vermuteten kommunikativ-rationalen Struktur des Journalismus vergewissern. Daß wir diese Struktur verleugnen, so könnte man Habermas-analog sein Unternehmen paraphrasieren, ist die Journalismusforschung. Die Durchführung eines solchen Programms erfordert nicht nur eine detaillierte Kenntnis des Habermaschen Werkes, sondern auch enormen Fleiß in der Verarbeitung publizistikwissenschaftlicher Forschungsstandpunkte. Von beidem legt die Arbeit ein beeindruckendes Zeugnis ab.

Originell gezogen sind die gruppierenden Linien, denen die Diskussion der Journalismusforschung folgt (wenngleich die Charakterisierungen manchmal wegen der Materialfülle nicht pointiert genug ausfallen). Im groben verlaufen sie folgendermaßen: Der sogenannte »*Legitimus*« umfaßt Theorien (vor allem Mainzer Provenienz), die mit Hilfe von Methodologien oder

funktionalistischen Staatstheorien den Journalismus als zu links oder stabilitätsgefährdend darstellen und ihn durch veränderte Auswahl-, Ausbildungs- bzw. Funktionsmuster, d.h. durch neue *Legitimationsmuster* in das politische System einbinden wollen. Der »*Funktionalismus*« verkörpert einen Theorietyp, der durch einen methodisch angesetzten Antihumanismus in letzter Instanz die Journalisten als frei wirkende Subjekte ausgrenzt, der sich dann aber (wie Rühl) in den Widerspruch verstrickt, sie in der Argumentationslinie eines »normativen Antihumanismus« für Gefährdungen des Systems persönlich verantwortlich zu machen. Obwohl sich auch die »*Journalistik*« auf systemtheoretische Annahmen stützt, nehme sie doch einen Bildungsauftrag ernst, der sie verpflichte, die »Praxis der Massenkommunikation« zu kritisieren, »die der ständig voranschreitenden Technologisierung und Kommerzialisierung unterliegt« (S. 371). Darin sei immerhin ein selbstreflexiv-emanzipatorischer Zug zu sehen, obwohl die Journalistik letztlich eben doch nur zu reagieren fähig sei. Mit Sympathie wird ein Gegenmodell der »Teilhaber« diskutiert, wie es von der »österreichischen Schule« (Fabris, Gottschlich) entworfen worden ist. Diese freilich sei letzten Endes auch nicht in der Lage, »jene Phänomene gesellschaftstheoretisch benennen zu können, die zu der beobachteten Entkräftung des Journalismus und damit zur Austrocknung einer demokratischen Öffentlichkeit beitragen« (S. 390).

Diese Chancen soll die auf die Publizistik übertragene Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas eröffnen. Um deren Erträge für die Publizistik allerdings fruchtbar zu machen, wäre wohl eine Rekonstruktion nötig gewesen, die insbesondere den Begriff der Öffentlichkeit und mit ihm einen Begriff des öffentlich-kommunikativen Handelns auf dem heutigen Stand der Habermaschen Theorie entwickelt hätte. Dies wollte Baum sich nicht »anmaßen«; und so bleibt er mit seinem Anspruch, durch die Kritik der Journalismusforschung eine neue Form der Publizistikwissenschaft zu begründen, auf halbem Wege stehen. Denn die (subjekttheoretisch begründete) emphatische Orientierung am mündigen Subjekt reicht dazu nicht aus und scheint auch mit dem neueren sprachpragmatischen Ansatz von Habermas nicht oder zumindest nicht bruchlos zusammenzupassen. Was von Baums Kritik an der Journalismusforschung bleibt, ist so eine Art Ideo-

logiekritik, die sich am kontrapunktisch wiederkehrenden Kernmotiv des mündigen Journalisten orientiert.

Marcinkowski bezeichnet das Programm seiner Arbeit ausdrücklich als »Theoretietransfer«: Luhmanns allgemeine Theorie sozialer Systeme soll politik- und kommunikationswissenschaftlich interpretiert, d.h. in Hinsicht auf Publizistik konkretisiert werden. Er will zeigen, daß eine systemtheoretische Deutung *plausibel* ist, wofür als erster Hinweis die historische Herausbildung eines sich selbstorganisierenden publizistischen Systems und dessen Ablösungsprozeß von Referenzsystemen wie Politik oder Religion gilt (S. 45).

Überzeugend ist dann der gegenüber Rühl neue systemtheoretische Zuschnitt: Bloße »Bereitstellung von Themen« greift zu kurz und ist auch kein Spezifikum für das publizistische System: Auch andere Systeme stellen Themen bereit. Das publizistische zeichnet sich dagegen durch seine Vernetztheit mit anderen Subsystemen aus, deren Themen es auf besondere Weise aufgreift: »Publizistik kommuniziert Themen im Medium der Öffentlichkeit. Eine – auch empirisch – präzise Bestimmung der Systemleistung ist nur über dieses generalisierte Medium möglich« (S. 53). Öffentlichkeit bzw. »Publizität« schafft als das generalisierte Kommunikationsmedium »die Bedingungen für potentielle Informiertheit über Ereignisse« (S. 60). Die Bedeutung publizistischer Themen liegt nicht in der Wahrheit, sondern allein im »Faktum der Publizität« (wesentliche Voraussetzung dafür sind Funk und Druck). Veröffentlicht/unveröffentlicht ist deshalb das »Wertdual«, durch welches Publizität codiert ist. Öffentlichkeit ist also weder ein Kommunikationsraum noch ein Kollektivsingular, sondern ein binärer Code und strukturiert als solcher das publizistische System.

Zu diesem gehört nun nicht allein der Journalismus, der veröffentlicht oder nicht-veröffentlicht (darauf ist Öffentlichkeit ja jetzt reduziert), sondern das Publikum ist »Miterzeuger«. Der Journalismus ist der Formgeber des Mediums und bildet eine »Gußform, in die die Aufmerksamkeit gleichsam einfließen kann«; so entsteht ein Verhältnis zwischen Journalismus und Publikum als »thematisch geformte (oder strukturierte) Aufmerksamkeit« (S. 81). Das publizistische System ermöglicht derart die »Selbstbeobachtung der Gesellschaft«. Sie übernimmt die Funktion eines »sozialen Korrektivs gegen (...) Sonderperspektiven gesellschaftlicher Reflexion

(...) dadurch, daß sie die teilsystemischen Sichtweisen auf die Gesellschaft (...) bündelt und für andere Subsysteme (...) rezipierbar macht« (S. 128). Entscheidend ist, daß das publizistische System Themen auf den Bildschirm der Gesellschaft bringt. Insgesamt arbeitet es als selbstreferentiell geschlossenes, relativ autonomes Funktionssystem. »Publizistik des Systems« ist die »Autopoiesis des Veröffentlichens« – ein Fazit, das am Beispiel des dualen Rundfunksystems und seiner Steuerungsprobleme erläutert wird. Dabei zeigt sich eindrucksvoll der Reichtum an analytischen Möglichkeiten, den dieser Ansatz bereit hält. Allerdings könnte man sich fragen, ob nicht – trotz vorsorglicher Einwände des Autors – allein die Wahl dieses Theoriemodells schon Präferenzen für eine politikfreie Selbstregulierung vorprogrammiert.

Zu sehen war: Mit der Bestimmung der »Publizistik« als System wird zugleich der Begriff der Öffentlichkeit in einer Form bestimmt, derzufolge es bei Öffentlichkeit wesentlich um die Frage geht, ob etwas veröffentlicht wird oder nicht, und zwar in einer Sprache, die sich von Expertensprachen unterscheidet und zu allen Expertensprachen potentiell einen allgemeinverständlichen Bezug herstellt. Die publizistische Funktion liegt insofern »quer zu typischen Mustern funktionaler Differenzierung« (S. 130), wie Marcinkowski zurecht feststellt; in Hinsicht auf seine Themen hat man sich das publizistische System deshalb auch »eher als formlosen und wabbernden Punkthaufen vorzustellen« denn als klar absteckbares Feld (S. 78). Was aber zeigt sich darin anderes als eine bemerkenswerte Nähe dieses »Systems« zur alltäglichen Umgangssprache? Daß diese Umgangssprache die *Lebenswelt* strukturiert, ist für Habermas der Grund, ihr einen vom *System* grundsätzlich unterschiedenen Status zuzusprechen. Marcinkowski, der diese Unterscheidung als »verdinglicht« kritisiert, ist ihr durch die Sonderrolle, die das publizistische System (und damit auch Öffentlichkeit) erhält, näher als er glaubt. Dabei bleibt offen, ob Habermas' Vertrauen in die Kraft der umgangssprachlichen Rationalität gerechtfertigt ist, was allein in der Analyse der Alltagssprache aufgewiesen werden könnte. Auch kann es dann nicht darum gehen (wozu Baum neigt), die – journalistische – Lebenswelt gegenüber dem »System« zu verteidigen. Sondern mit dem *Verhältnis* von System und Lebenswelt geht es um die Bestimmung eines zeitgemäßen und theoretisch anspruchsvollen Zusammenhangs, der in der Ver-

hältnisbestimmung von publizistischem System und lebensweltlicher Öffentlichkeit eine an Aufschlüssen reiche Konkretisierung erfahren könnte. Dazu besonders geben beide Arbeiten auf unterschiedliche Weise anregende Denkanstöße.

ULRICH MÜLLER-SCHÖLL, Berlin

Barbara Mettler-von Meibom: *Kommunikation in der Mediengesellschaft*. Tendenzen, Gefährdungen, Orientierungen. – Berlin: Edition Sigma 1994, 196 Seiten, DM 27,80.

Barbara Mettler-von Meibom, seit langem engagiert am Institut für Information- und Kommunikationsökologie (IKÖ) und bekannt für das, was man in den letzten Jahren als medien- oder kommunikationsökologische Ausrichtung der Kommunikationswissenschaft zu bezeichnen beginnt, hat Arbeiten aus den späten 80er und frühen 90er Jahren gesammelt und unter dem eine Spur zu farblosen Titel »Kommunikation in der Mediengesellschaft« vorgelegt. Es handelt sich um eine Studie über soziale Kosten in der Informationsgesellschaft aus dem Jahre 1987, ein Plädoyer für einen »normativ ethischen« Dialog (bei dem man sich fragt, warum die Begriffe normativ und ethisch gedoppelt werden), sowie verschiedene Arbeiten, die ursprünglich einmal Gutachten waren, so über neue Technologien zum Alltag von Familien, über Kommunikation und Stadt und über den Mobilfunk. Insgesamt prägt den Band der bekannte Alarmismus der Autorin: »Bereitet sich nicht nur eine Ökokatastrophe vor, sondern möglicherweise langfristig auch eine Kommunikationskatastrophe? Und wenn ja, was heißt dies beziehungsweise wie können wir dem wehren?« (S. 100f.)

Dabei muß über die Berechtigung der kommunikationsökologischen Perspektive nicht gestritten werden. In der Tat erzwingt das Zusammenschalten der Endgeräte Fernseher, Telefon und Personalcomputer und die Verbindung dieser neuen Kommunikationsmöglichkeiten mit alten Medien die Entwicklung einer neuartigen Kommunikationskultur. Mettler-Meibom hat auch recht, wenn sie bei ihren »ökologischen« Überlegungen den breiten Kommunikationsbegriff dem engeren Medienbegriff vorzieht: »Der ebenfalls in der Literatur anzutreffende Begriff der Medienökologie scheint mir (...) zu kurz

zu greifen. Störungen in Kommunikationsbeziehungen werden zwar entscheidend durch Medien hervorgerufen, doch nicht durch diese allein!« (S. 97f.) Die Grundfrage nach Gleichgewicht und Ungleichgewicht ist empirisch zwar schwer zu fassen (was die Verfasserin auch prompt zu polemischen Bemerkungen über einen »empirizistischen Wissenschaftsbegriff« treibt), aber ohne Zweifel berechtigt.

Die Studien selbst tragen dann aber nichts zu einer seriösen Grundlegung des Begriffs der Kommunikationsökologie bei. Die Autorin untersucht an keiner Stelle mit überprüfbaren Methoden, was sich eigentlich im »Netz« moderner Gesellschaften verändert und wie die technisch inzwischen gegebene Chance, eine »Punkt-an-viele-Struktur« in eine »Punkt-zu-Punkt-Struktur« zu verwandeln, auf die Menschen wirkt. Vielmehr rückt sie, von höchst allgemeinen Zitaten H.F. Schumachers, Frederic Vesters oder Günther Anders ausgehend, der Wirklichkeit mit dem altbekannten Vorurteil zu Leibe, »wie schädlich technisch unterstützte Kommunikation für eine lebendige Kommunikation sein kann!« Reproduziert wird der Kult der Nähe und die Verteufelung »kalter« Technik; und dies mit Bezugnahme auf kommunikationswissenschaftliche Trivilliteratur (Neil Postman, Marie Winn etc.) oder gar auf einen »anregenden Bildungsroman« von Noah Gordon. Per Saldo ist das Buch eine etwas zu banale Wiederauferstehung der Technikkritik von Ludwig Klages, Martin Heidegger oder Friedrich Georg Jünger. Was fehlt, ist allerdings deren Sprachgewalt und denkerische Konsequenz.

Am deutlichsten wird die Grundtendenz der Autorin in ihrer Analyse des Mobilfunks, den sie gänzlich unter der Perspektive »totale Erreichbarkeit als Endvision einer technischen Entwicklung« (S. 163) sieht. Die Idee, daß Menschen mit vagabundierender Zeichenkompetenz in der Lage sein könnten, technische Apparate je nach Situation sinnvoll zu benutzen, erörtert die Verfasserin gar nicht. Ein Anrufbeantworter kann auch zur Verzögerung von Kommunikation eingesetzt werden; viele Menschen benutzen ihn als Filter und prüfen zuerst einmal, wer anruft, bevor sie sich in das Gespräch einschalten. Man mag am Ende einer – möglichst durch empirisches Material gestützten – Analyse zu dem Ergebnis kommen, daß zu wenige Menschen sich solche Kompetenz erarbeiten. Mettler-Meibom aber erwägt diese Zwieschlächtigkeit der Apparatur überhaupt nicht und bietet